

(Nachdruck verboten.)

## 3) Schwärmer.

Roman von Knut Hamsun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kih

Der neue Pfarrer entpuppte sich als Kampfhahn. Das war nun das dritte Mal, daß er predigte, und schon hatte er viele im Kirchspiel gezwungen, Buße zu tun. Wenn er auf der Kanzel stand, war er so bleich und sonderbar anzusehen, daß er einem Tollhäusler glich. Es gab Leute in der Gemeinde, denen der erste Sonntag genügte, und die nicht wiederzukommen wagten. Ja, selbst die Jungfer van Loos ging in sich, diese gepanzerte Jungfrau mit ihrer ganzen Schärfe und Schartigkeit. Die beiden Mädchen, die ihr unterstellt waren, bemerkten die Veränderung mit großer Freude.

Viel Volk lag in der Bucht. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß einige von diesen Leuten dem Kaufmann den Tort gönnten, den man ihm angetan hatte. Mac wurde ihnen allzu mächtig mit seinem ausgedehnten Handel an zwei Plätzen, seinem Watenfang, seiner Fabrik und seinen vielen Fahrzeugen; die fremden Fischer hielten sich an ihre eigenen Händler, die umgänglich waren und leutselig und weder weiße Stragen noch Handschuhe von Hirschleder trugen, wie Mac es tat. Bei seiner Großmannsjucht geschehe ihm der Diebstahl gerade recht. Der gute Mac sollte auch lieber nicht allzu viele hundert Taler für dergleichen ausgeben, er würde sein Bargeld zum Heringkauf gebrauchen können, wenn der Fang gut ausfiel. So reich wäre Mac doch wohl nicht, daß er Geld hätte wie der Himmel Sterne. Der Diebstahl mochte Gott weiß von wem begangen sein, vielleicht von ihm selbst oder seinem Sohne Friedrich, damit es aussehe, daß er Geld einbüßen könne wie Heu, trotzdem er sich in Wirklichkeit in Geldverlegenheit befände. Des Geredes war kein Ende zu Wasser und Lande.

Mac begriff, daß er sich zeigen müsse, wie die Dinge einmal lagen. Da war nun Fischervolk aus fünf Kirchspielen versammelt, das seine Eindrücke mit heimbringen würde zur Familie und zu den Händlern. Weit und breit würde es ruchbar werden, was für ein Mann dieser Mac auf Rosen-gaard wäre.

Als Mac das nächste Mal zur Fabrik fahren mußte, mietete er ein Dampfschiff für die Tour. Von der Haltestelle war es eine Meile weit, und es kostete ihn schweres Geld, aber für Mac kam das Geld nicht in Betracht. Es erregte viel Aufsehen in der Bucht, als das Schiff hereinbrauste mit Mac und seiner Tochter Elise an Bord. Sozusagen war er des Schiffes Herr, wie er auf dem Deck stand in seinem Pelz und seine mächtige rote Schärpe um den Leib, trotzdem es Sommer war. Als Vater und Tochter ans Land gesetzt waren, drehte das Schiff sofort um und trat die Rückfahrt an: jeder konnte sehen, welcher Bestimmung es einzig und allein gedient hatte. Und da beugten sich auch viele von dem fremden Fischervolk vor Macs Gewalt.

Aber Mac tat mehr. Er konnte die Schmach nicht vergessen, die man ihm zugefügt hatte. Und er schlug ein neues Plakat an und versprach sogar dem Diebe selbst die vierhundert Taler als Lohn, wenn er sich meldete. Nie war etwas Ähnliches an flotter Ritterlichkeit gesehen worden. Mußte denn jetzt nicht jeder erkennen, daß es nicht die armseligen gestohlenen Pfennige waren, die Mac retten wollte? Doch nicht auf den Rippen aller erstarr das Geschwäg: Ist der der Dieb, den ich dafür halte, so wird er sich schon nicht melden, auch jetzt nicht!

Der große Mac saß in einer ganz unleidlichen Klemme. Man war daran, sein Ansehen zu untergraben. Zwanzig Jahre lang war er der große Mac gewesen, und alle hatten ehrerbietig das Feld vor ihm geräumt; jetzt hatte es den Anschein, als grüßten ihn die Leute nicht so achtungsvoll wie früher. Und er war doch obendrein Ritter eines königlichen Ordens. Was war er für ein Herr gewesen! Der Wortführer des Kirchspiels war er, die Fischer vergötterten ihn, die kleinen Handelsleute von den Nachbarplätzen äfften ihn nach. Mac hatte ein Magenleiden, wahrscheinlich war es eine Folge seiner vornehmen, fürstlichen Lebensweise, und sobald es ein wenig kühl wurde, trug er seine breite rote Schärpe um den Magen. Eine rote Magen-schärpe wurde nun auch von den Handelsleuten der Nachbarplätze angelegt, von diesen

winzigen Emporkömmlingen, die Mac aus Gnade und Barmherzigkeit leben ließ. Auch sie wollten für höhere Ständeswesen gelten, die so vornehm und üppig äßen, daß ein Magenleiden die Folge wäre. Mac kam zur Kirche in knarrenden Stiefeln und durchschritt den Wandelgang mit hochmütigem Gelärm; doch auch den Gebrauch knarrender Schuhe lehrte er die Leute. Manch einer setzte seine Schuhe in Wasser und ließ sie zum Sonntag eintrocknen, daß sie ordentlich knarrten auf dem Fußboden der Kirche. In allen Dingen war Mac das große Beispiel gewesen.

4.

Rolandsen sitzt in seiner Kammer und experimentiert. Von seinem Fenster aus sieht er, daß ein bestimmter Zweig an einem bestimmten Baum im Walde sich auf und nieder bewegt. Es muß jemand an dem Baume rütteln, doch das Laub ist doch zu dicht, um mehr sehen zu können. Und Rolandsen experimentiert weiter.

Aber es will heute mit der Arbeit nicht gehen. Er versucht es, die Gitarre zu nehmen und die drolligen Klagelieder anzustimmen, aber auch das ist ihm nicht recht. Der Frühling ist gekommen, Rolandsens Blut ist in Bewegung.

Elise Mac ist angekommen, er ist ihr gestern abend begegnet. Er ist stolz und hochnäsiger gewesen und hat sich zu benehmen gewußt; es hatte ausgesehen, als wenn sie ihm mit ein paar Freundlichkeiten eine kleine Freude machen wollte, aber er hatte nichts dergleichen entgegengenommen.

„Ich bringe Ihnen Grüße von den Telegraphisten in Rosengaard,“ sagte sie.

Rolandsen unterhielt keine Freundschaft mit den Telegraphisten, er war nicht kollegial. Sie wollte wieder den Abstand zwischen ihnen markieren, oh, er würde es ihr vergelten, es ihr heimzahlen.

„Sie müssen mir einmal ein wenig Gitarrespiel beibringen,“ sagte sie.

Das konnte einen nun wieder stutzig machen und war nicht von der Hand zu weisen; aber Rolandsen wies es von der Hand. Im Gegenteil, jetzt wollte er es ihr heimzahlen. Er sagte:

„Gern. Zu jeder Zeit. Sie sollen meine Gitarre bekommen.“

Da konnte man sehen, wie er sie behandelte. Als wäre sie gar nicht Elise Mac, eine Dame, die sich zehntausend Gitarren leisten konnte.

„Nein, danke,“ gab sie zur Antwort. „Aber üben könnten wir wohl ein wenig darauf.“

„Sie sollen sie bekommen.“

Da warf sie den Kopf in den Nacken und sagte:

„Ich mag sie gar nicht, mit Verlaub.“

Seine Redheit hatte sie gut getroffen. Er ließ ab von der Rede und murmelte:

„Ich wollte Ihnen nur das einzige geben, was ich habe.“

Tief senkte er den Hut und ging.

Er ging zur Küsterwohnung. Die Tochter Olga wollte er treffen. Nun war es Frühling geworden, und Rolandsen mußte seine Herzliebste haben; es war nicht leicht, solch ein großes Herz zu regieren. Er hatte auch noch seine besondere Absicht dabei, wenn er Olga den Hof machte. Es ging das Gerücht, daß Friedrich Mac ein Auge auf die Küstertochter geworfen habe, und Rolandsen wollte ihn austechen, ja, das wollte er. Friedrich war Elises Bruder, so ein Storb würde der Familie gut tun. Uebrigens war Olga es auch an und für sich wert, daß man ihr nachstellte. Rolandsen hatte sie schon als ganz junges Mädchlein gekannt; bei ihr zu Hause war das Einkommen schmal genug, so daß sie ihre Kleider immer hatte gut austragen müssen, bevore sie neue bekam, aber frisch war sie und hübsch, und ihre Schüchternheit stand ihr nett.

Rolandsen hatte sie zwei Tage hintereinander getroffen. Das war nur dadurch möglich, daß er direkt zu ihr ins Haus kam und ihrem Vater jeden Tag ein Buch ließ. Er mußte dem Küster diese Bücher aufzwingen, die der alte Mann nicht begehrte und nicht verstand. Rolandsen mußte dastehen und großen Eifer an den Tag legen um der Bücher willen. „Es sind die nützlichsten Bücher von der Welt,“ jagte er, „und ich will ihnen Verbreitung schaffen; bitt' schön.“

Er fragte den Küster, ob er sich nicht aufs Haarschneiden verstehe. Doch der Küster hatte sich nie in seinem Leben mit Haarschneiden befaßt, Olga war es vielmehr, die das für das ganze Haus besorgte. Und nun ließ Rolandsen ein paar begeisterte Bitten an Olga vom Stapel gehen, daß sie ihm seine Haare schneiden möchte. Sie wurde rot und versteckte sich; „ich kann nicht“, sagte sie. Aber Rolandsen fand sie wieder und brachte einen so prächtigen Wortschwall vor, daß sie nachgeben mußte.

„Wie wollen Sie es haben?“ fragte sie.

„Wie Sie wollen,“ antwortete er. „Wie denn wohl sonst?“

Er wendete sich zum Küster und machte ihm die Hölle heiß mit heiklen Fragen, so daß der alte Mann es bald müde wurde und sich in die Küche zurückzog.

Rolandsen spielte sich schwer auf und redete hochtrabende Worte. Er sagte:

„Wenn Sie im Dunkeln draußen sind an einem Winterabend, und Sie kommen in eine helle Stube, so strömt von überallher all das Licht in Ihre Augen hinein.“

Olga verstand nicht, was er meinte, aber sie sagte Ja.

„Ja,“ sagte Rolandsen. „Und so ergeht es mir, wenn ich zu Ihnen komme.“

„Nun soll ich hier wohl nichts mehr wegnehmen?“ fragte Olga.

„Doch, doch, schneiden Sie ruhig weiter. Sie selbst sollen bestimmen. Sehen Sie, da dachten Sie nun, wenn Sie nur gehen könnten und sich verstecken, aber würde ich dann besser daran sein? Kann denn der Witz einen Funken löschen?“

(Fortsetzung folgt.)

## J. S. Machar: „Magdalena“.

(Ein Roman in Versen.)\*

Wer ist J. S. Machar? In der tschechischen Literatur der Gegenwart, die besonders unter dem Einflusse der modernen russischen, wie nordischen und — wenn auch nur sporadisch — der deutschen Dichter eine sehr bemerkliche Evolution genommen hat, gilt J. S. Machar als der Hauptrepräsentant dieser Entwicklungsperiode des tschechischen Schrifttums. Er ist deren bestgehaltener, arg verlästeter und mit dem Brandmal des „Verräters an seinem Volke“ gezeichnete Vertreter. „In Machar verkörpert sich, wie Fuz-Jelensky schreibt, die unerbittliche und erbarmungslose Bekämpfung jedes Argumentums, gleichviel auf welchem Gebiete: Im Leben, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Politik. Nichts ist imstande, ihm Respekt abzugewinnen, was seine Echtheit und Gebiegenheit nicht voll und ganz zu erweisen vermag. Und aus eben diesem Grunde gab es und gibt es zwischen Machar und den sogenannten Parnassisten im tschechischen Volke keine wie immer auch geartete Annäherung, kein Kompromiß! Mit Machar erschien in der Arena ein haarfahrig umrissener Typus, vor dessen durchdringenden Blick die Autoritäten mit ihrer erträumten Gottähnlichkeit ihre hertönnliche Komödie im öffentlichen Leben nicht weiter spielen durften, ohne daß er sie nicht als Komödie stigmatisiert hätte, ein Typus, der auf keinerlei Art und unter keiner Bedingung sich hätte verlocken lassen, diese Komödie mitzuspielen. Schon die Nennung seines Namens ist ein Schlachtruf; sein Auftreten ist gleichbedeutend mit der Verneinung und völligen Vernichtung all der falschen, hohlen und erlogenen Imponderabilien, auf denen die Parnassisten ihr Leben und Wirken aufgebaut haben, und die — genau besehen — gar keine Imponderabilien sind.“ Als Politiker, wenn man den völlig unabhängigen Dichter denn schon so nennen will — bekämpft er das „chauvinistische, in historischen Bahngeländen sich auslebende Jungtschechentum“.

Machar ist als Sohn eines Müllergehülfen am 29. Februar 1864 zu Kolin in Böhmen geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Prag trat er als Einjährig-Freiwilliger ins Militär ein. Er machte dann die Offiziersprüfung, sah sich aber später, als er ein armes Mädchen geheiratet hatte, genötigt, den Dienst zu quittieren. Seitdem ist er Beamter bei der Bodenkredit-Anstalt in Wien, wo er einst mit einem Hungergehalt von monatlich 32 fl. 50 kr. (55,25 M.) anfangen mußte. Schon während seiner Prager Schul-, noch mehr seiner Militärzeit veröffentlichte er mehrere Bände Iyrischer und satirischer Dichtungen. Nachgefolgt sind dann ein Zyklus politischer Lieder, zwei Epen, ein Drama, zwei Bände Feuilletons, sowie ein Buch Gedichte und „Bekanntnisse eines Literaten“. Als sein Hauptwerk gilt der Roman „Magdalena“, der nun zum ersten Male im deutschen Sprachgewande geboten wird.

Zwei Merkmale an ihm stechen in die Augen: Die Versform, in der er geschrieben ist und der Stoff. Machar ist so sehr Dichter, daß er sich der Prosasprache nicht bedienen mochte. Das Werk ist in vierfüßigen reimlosen Trochäen geschrieben und liest sich, dank

dem Dichter wie nicht minder dem Uebersetzer, wie flüssige Prosasprache, nur freilich gehoben durch ihren Reichtum an poetischen Bildern und Vergleichen. Wenn man laut einer Eröffnung des Dichters in Betracht zieht, daß an dem Roman fünf deutsche Literaten gescheitert sind, so verdient die vorliegende Uebersetzung große Anerkennung. Sie liest sich partienweise, als hätte ihr keine andere als die deutsche Sprache zugrunde gelegen, womit ich sagen möchte, daß der Uebersetzer vollständig in das Innere, in die Seele der Dichtung und ihres Schöpfers eingedrungen ist. Hat er diese poetische Feinfühligkeit bewiesen, so muß ich ihm doch berechnigte Vorwürfe machen, weil er nicht immer nach den Gesetzen des Rhythmus, des natürlichen Wortklasses verfahren ist. Daß Fuz-Jelensky's Heimat unweit der erzgebirgischen böhmisch-sächsischen Grenze zu suchen sein dürfte, geht aus der auch den Sachsen eigenen Betonung des Namens „Georg“ hervor. In Süddeutschland und Oesterreich bedient man sich der französischen Aussprache „Schorsch“, während im erzgebirgischen die erste Silbe des schriftdeutsch ausgesprochenen Namens betont zu werden pflegt, also Georg, nicht Ge o r g. Das mag ja noch hingehen, obwohl es nicht angenehm klingt. Nebenlicher sind die Verstöße gegen den Rhythmus. Sie sind sehr zahlreich.

Nun zum Roman selber. Er erörtert das Problem: Gibt es eine Rehabilitierung einer Gefallenen? Machar verneint diese Frage. Erstens verhindert die sogenannte „Gesellschaft“ die Rehabilitierung, zweitens scheitert sie wahrscheinlich immer an der schließlich doch die Oberhand gewinnenden sinnlichen Leidenschaft desjenigen Mannes, der sich ein Wesen „retten“ will, und drittens bleibt, wenn alle besten Vorsätze, im Kreise der Gesellschaft als moralisch gleichwertiges Individuum Achtung zu erlangen, in die Brüche gehen, der Gefallenen entweder nur der Weg in den Tod oder, da sich die Stimme des jungen Lebens zumeist mächtiger erweist, der Rückfall in die aufgegebene Daseinsphäre.

Georg, ein überfättigter reicher Bibeur, lernt in einem Prager Bordell ein junges schönes Mädchen kennen. Sie ist die Tochter eines entgleisten Landlehrers. Der dem Trunk ergebene Vater hat sie selber dort hineingebracht und lebt von ihr. Georg beschließt, sie zu retten. Er bringt sie in sein Haus und unter der mütterlichen Obhut seiner Tante erwaht Luch zu einem neuen Menschum. Georg ist wirklich von wahren Humanitätsgefühl erfüllt; er hält sich respektvoll fern und freut sich an dem Glücke, das seine Schutzbefohlene empfindet und das er ihr bereitet hat. Die Freundschaft spötteln über ihn; er kündigt ihnen die Freundschaft. Um auch ganz unbehelligt zu sein, übersiedelt er mit der Tante und Luch aufs Land. Hier beschließt er zu bleiben und widmet sich fortan der Bewirtschaftung des Gutes. Natürlich kann man so ohne jeglichen Vorkurs nicht auskommen. Im nahen Städtchen findet sich das. Mit den Honorationsfrauen gibts Verteher. Gelockerte Moral und Klatschsucht sind deren Merkmale. Man macht sich gegenständig Besuche, unternimmt gemeinschaftliche Ausflüge usw. Luch bildet für diese Frauen ein Fragezeichen. Man sucht hinter das Geheimnis zu kommen. Eine Tochter der alten „Frau Rätin“ — Georgs Tante — ist Luch nicht. Seine Braut? Nein. Aber sie hat früher in Prag gelebt. Man forscht — na ja, da hat man's. Nun beginnt die Sippe ihr Spiel. Georg und die Tante begegnen ihm mit voller Offenheit. Nein, so was! Luch, die bald merkt, wie man sie brüskiert, zieht sich nur noch tiefer zurück in die Einsamkeit. Gegen Georg bewahrt sie das Gefühl innigster Dankbarkeit und aufrichtiger Verehrung. Er wieder hat nichts für sie übrig; sein Denken hat sich der Tochter einer reichen Bürgerfrau aus dem Städtchen zugewendet. Und dann kommt noch eins. Seine Oberflächlichkeit paart sich mit ehrgeiziger Streberei. Er will auch was in der Welt gelten. Er schlägt sich zu der politischen Partei der Demokraten — den Antipoden der Bürgermeisterpartei, hält Versammlungsreden und wird sogar als Reichstagskandidat aufgestellt. Nun treten natürlich auch die engeren Parteifreunde an ihn heran. Was es eigentlich zwischen ihm und Luch sei, fragen sie. Nichts, darf er reinen Herzens antworten, nur retten wollte er sie, sonst nichts, und sie sei ein edles Geschöpf. Pah, man lacht ihn aus. Ein kompletter Esel sei er. Also auch die — und nun kommt die Wandlung. Eines Tages tritt Georg an Luch heran. Ein ganz anderer ist er, wieder der alte Genüßling von ehemals. Luch weist ihn voller Empörung ab. Alles ist zu Ende. Heimlich verläßt sie das Haus. Nur fort, fort. So weit, als die Füße sie tragen können. Und dann den Tod im Wasser suchen. Was soll solch ein Dasein! Und so flieht sie der Moldau zu. Nur noch wenige Stunden — und dann ist's vorbei. Wie sie aber, ihrer unbewußt, wieder in die Stadt gekommen ist, entzündet sich ihre gesunkene Lebensflamme allmählich an der Lebenslust, die in den Straßen und Gassen brodelte. Es ist, als ob sich ihre Seele spaltee. Die eine Hälfte verlangt nach Sterben, die andere, mächtigere, lechzt nach Leben. Es ist ein fürchterlicher Kampf — so nahe am Todesprung. Und schließlich, huh, das gluckende Wasser da unten, wie kalt! Nein, nein, sie ist noch so jung und so genießensfroh, da stirbt man nicht gerne. Unfern winkt ja das Haus der Lustbarkeit, wo sie einst war. Wenn man sonst keinen Anker weiß, um zu rasten, hier, hinter den Jaloussen, da — lacht es: das „Leben“! Und Luch wandt zur Tür jenes Hauses „und — die Hand erhebend — drückte sie die Klinke nieder . . . öffnete . . .“

\*) Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Zdenko Fuz-Jelensky. (Wiener Verlag, Wien und Leipzig 1905.)

J. S. Machar erweist sich in diesem Roman als ein seiner Seelenkundiger. Er kennt die geistige und die moralische Beschaffenheit der tschechischen „Gesellschaft“. Und er kennt sie zu gut. Daher reizt er ihr alle falsche Brüderie, alle Scheinheiligkeit vom Leibe und

zeigt sie in ihrer nackten Gestalt. Nichts ist da, was nicht wurmförmig, faul und verderbt ist. Die ganze Bourgeoisie — und nicht bloß die tschechische — ist ein eiterndes Geschwür am Körper der Menschheit. Alles ist eitel Phrase und Lüge, Verkommenheit und Gemeinheit. Kein Wunder, daß sich, als der Roman erschien, jeder in der tschechischen „Gesellschaft“ vom satirischen Peitschenhieb des unerfährten Dichters getroffen fühlte! Kein Wunder, daß der ganze tschechische Olymp gegen Machar mobilisierte! Kein Wunder endlich, daß das gesamte Philisterpad voll Abscheu und „sittlicher“ Empörung war! Man kennt solche Manöverstücke einer so rücksichtslos demaskierten Gesellschaft auch bei uns zur Genüge — um sie vollauf zu würdigen.

Wo, fragen wir, ließe sich Machar ein deutscher Dichter zur Seite stellen, der gleich ihm einen vollgerüsteten Köcher mit spitzen Pfeilen trüge, um diese ins Fleisch unserer verderbten „Gesellschaft“ zu versenden? Desto dankbarer darf man dem Uebersetzer sein, daß er uns die Bekanntschaft mit einem vortrefflichen Werke wie „Magdalena“, und mit einem so scharfen Satiriker und mannhaften Wahrheitsstreiter wie J. S. Machar vermittelt hat. Dichter von seiner Beschaffenheit verrichten heiße Kulturarbeit, die nicht im tollsten Lärm aller Dunkelmänner und Nachtulen verloren geht, sondern reiche Früchte bringen muß. —

Ernst Kresowski.

## Kleines feuilleton.

hg. **Wo hört man im Konzert am besten?** Ohne Zweifel glaubt jeder, man könne ein Konzert am besten dann hören, wenn man auf der dem Orchester nächsten Sitzreihe Platz genommen hat, und je weiter entfernt vom Orchester sich der Zuhörer befindet, um so schwächer und undeutlicher werde das Konzert von ihm vernommen. Darum findet man es auch für ganz recht und billig, daß die Eintrittspreise zum Konzert verschieden hoch bemessen werden, nämlich um so höher, je näher der bezahlte Platz der Tonquelle liegt. Das wäre richtig, wenn wir die Töne nur so hörten, wie sie vom Orchester ausgingen, und nicht auch die, welche von den Wänden des Konzertsaales zurückgeworfen werden. Die ursprünglichen Töne verbreiten sich als kugelförmige Luftwellen, und die Flächen, die von ihnen in Schwingungen versetzt werden, wachsen mit dem Quadrat der Entfernung vom Ursprungsort des Konzerts, das heißt, wenn diese Entfernung sich verdoppelt, so ist die vom Ton getroffene Fläche viermal so groß geworden als sie vorher war, wenn die Entfernung sich verdreifacht, ist sie neunmal so groß geworden usw. Wenn aber dieselbe Kraft, die den Ton hervorbringt, jetzt eine viermal so große Fläche in Schwingungen versetzt als vorher, so folgt daraus, weil eine bestimmte Kraft immer nur eine und dieselbe Arbeit leisten kann, daß die viermal größere Fläche nur in eine Bewegung versetzt wird, die viermal so schwach ist als die der früher bewegten; je größer die von der Kraft bewegte Fläche ist, um so kleiner ist eben die Bewegungsintensität, und da ein Ton um so kräftiger gehört wird, je kräftiger die Luftschwingung ist, die ihm entspricht, so muß der Ton mit dem Quadrat der Entfernung vom Orchester an Deutlichkeit verlieren. Indem sich die Luftwellen aber in dem ganzen Raum ausbreiten, geraten sie an die Wände, die ihrem Weiterschreiten einen Widerstand entgegensetzen; die Luftschwingungen hören dort aber nicht sofort auf, sondern sie werden von den Wänden so zurückgeworfen wie die Lichtstrahlen von einem Spiegel, und da in jedem Punkt des Saalraumes die Luftbewegung sich nach einer gewissen Richtung vollzieht und von jedem Punkt der Wand die Schwingungen auch nach einer gewissen Richtung zurückgeworfen werden, so wird jede vorwärtsgehende Schwingung auch mindestens auf eine solche treffen, deren Richtung der der ersteren gerade entgegengesetzt ist. Das ist umsomehr richtig, als die fortschreitenden Luftbewegungen nicht bis zu den Wänden ungehindert gehen können, sondern schon vorher auf hemmende Körper treffen: jeder Konzertsänger bildet einen Widerstand, an dem der Ton nach vorn zurückgeworfen wird, und so bildet schließlich der Saal, in dem ein Konzert stattfindet, einen Raum, wo überall vorwärtsschreitende und zurückgeworfene Luftschwingungen zusammentreffen und sich vereinigen. Wenn nun aber auf einer Schwingungsbahn zwei Schwingungen zu gleicher Zeit sich vollziehen, von denen die Richtung der ersten derjenigen der zweiten gerade entgegengesetzt ist, so entstehen Schwingungen von ganz eigenartigem Charakter; es bilden sich nämlich die sogenannten stehenden Wellen, im Gegensatz zu den fortschreitenden Wellen, die da vorhanden sind, wo die Schwingung sich nur in einer einzigen Richtung vollzieht. Fortschreitende Wellen heißen sie darum, weil jeder von ihnen ergriffene Punkt der Luft sich später in Schwingung zu setzen beginnt als der dem Ursprung der Welle, also bei Tonwellen der dem musikalischen Instrument näher liegende Punkt. Bei stehenden Wellen aber gibt es stets Punkte, bei denen die beiden zusammenwirkenden Schwingungen, die direkt vorwärts schreitende und die zurückgeworfene, sich so vereinigen, daß die beiden Schwingungshöhe sich gerade aufheben, so daß ein solcher Punkt überhaupt keine Schwingungsbewegung vollzieht, sondern in Ruhe verharrt. Diese ruhenden Punkte nennt man die Knotenpunkte der stehenden Welle. Die zwischen zwei Knotenpunkten liegenden Punkte bewegen sich zugleich nach einer und derselben Richtung, sie schwingen wie ein an zwei Punkten festgehaltenes Seil, das zwischen diesen festen Punkten nach einer Seite hin gestossen wird; in der Mitte zwischen zwei Knotenpunkten schwingt die Luft am kräftigsten

und weitesten aus, je näher ein Punkt einem Knotenpunkt liegt, um so schwächer ist seine Bewegung, und im Knotenpunkt selbst hört sie eben völlig auf. Geht man nun von dem zweiten der eben betrachteten beiden Knotenpunkte zu dem nächstliegenden Knotenpunkte, also zu einem dritten über, so vollzieht die zwischen dem zweiten und dem dritten Knotenpunkte liegende Luft eine ähnliche Bewegung wie die zwischen dem ersten und zweiten befindliche, nur mit dem Unterschiede, daß die beiden Bewegungsrichtungen einander entgegengesetzt sind, also wenn die erste nach links geht, geht die zweite nach rechts, und nach einiger Zeit wird wieder die erste nach rechts gehen, die zweite nach links. Das Ganze gleicht also einer sogenannten Schlangenlinie, bei der immer Ausbuchtungen nach den entgegengesetzten Seiten aufeinander folgen; die Punkte, bei denen die Ausbuchtung nach einer Seite in die nach der entgegengesetzten übergeht, bilden die ruhenden Knotenpunkte. Da in den Knotenpunkten keine Luftschwingung stattfindet, ist dort auch kein Ton vernehmbar, während in der Mitte zwischen zwei Knotenpunkten, wo die Luft die stärksten Schwingungen vollführt, — man nennt diese Stelle den Schwingungsbauch — die Töne am kräftigsten gehört werden. An den verschiedenen Stellen des Konzertsaales sind Knotenpunkte vorhanden, und ebenso die Schwingungsbäuche über den ganzen Konzertsaal verteilt. Es kommt also vor, daß an einer Stelle, die dem Orchester näher ist als eine andere, ein Knotenpunkt liegt, während an der zweiten ein Schwingungsbauch liegt; dann hört man also an einer vom Orchester entfernteren Stelle die Töne sehr gut, während an einer ihm näheren Stelle nichts gehört wird — die allgemeine Annahme, daß die Töne immer um so deutlicher zu hören sind, je näher man sich dem Orchester befindet, wird hierdurch widerlegt. Man könnte nun denken, daß diese Verhältnisse vermieden werden, wenn man den Konzertsaal nur recht groß macht; denn dann lämen die direkt vom Orchester ausgehenden Schwingungen der Luft so geschwächt an den Wänden des Saales an, daß sie praktisch als nicht mehr vorhanden angesehen zu werden brauchen, also auch von den Wänden nicht mehr zurückgeworfen werden. Da in diesem Falle keine zurückkehrenden Wellen existierten, würden sie sich auch nicht mit den direkt vorschreitenden vereinigen können, und es entstünden somit keine stehenden Wellen und keine Knotenpunkte. Aber zunächst ist zu bedenken, daß wenn der Saal so groß wäre, daß an seinem Ende die Luftschwingungen zu schwach wären, als daß sie noch in merkbarer Weise zurückgeworfen werden, daß dann an diesen Enden die Töne auch so schwach wären, daß man sie dort gar nicht mehr vernehmen könnte. Diesen Teil des Saales dürfte man also nicht zu Plätzen für die Zuhörer benutzen, und es wäre aus diesem Grunde unwirtschaftlich, den Konzertsaal so groß zu bauen. Außerdem werden die Wellen ja nicht bloß an den Wänden zurückgeworfen, sondern auch an den im Saal stehenden Menschen, an jeder etwa vorhandenen Säule und dergleichen mehr; man würde also auch in einem noch so großen Saal immer zurückgeworfene Schwingungen und damit auch immer Knotenpunkte haben. Uebrigens sind die Knotenpunkte nicht immer an denselben Stellen im Saale vorhanden, sondern die Entfernung zwischen zwei Knotenpunkten hängt ab von der Länge der ursprünglich vom tönenden Instrument ausgehenden Welle, d. h. von der Höhe des Tons. Denn wir nennen einen Ton dann höher als einen anderen, wenn die Länge der zum ersten gehörenden Luftwelle kleiner ist, als die der Welle des zweiten. Hieraus folgt, daß wenn ein Instrument naheinander Töne von verschiedener Höhe hören läßt, auch die Lage der Knotenpunkte eine andere wird, und da in einem Konzertsaal fortwährend die Höhe der gespielten Töne wechselt, so befinden sich die Knotenpunkte abwechselnd bald an diesen Stellen des Konzertsaales, bald an jenen. Alle diese theoretisch schon lange feststehenden Verhältnisse wurden vor kurzem experimentell genau untersucht und dabei die Richtigkeit der theoretischen Behauptungen bestätigt. Mit genauen physikalischen Instrumenten, die zur Bestimmung der Stärke von Luftschwingungen geeignet sind, wurden die verschiedenen Punkte in einem großen Saal untersucht, und es stellte sich, wie ja von vornherein zu erwarten war, heraus, daß überall Knotenpunkte und Schwingungsbäuche verstreut sind und daß ihre Lage mit der Höhe des gespielten Tones sich ändert. Bei dieser Gelegenheit versuchte man auch festzustellen, wie groß ein Saal sein müsse, damit die Wellen an den Wänden so schwach antommen, daß sie keine Knotenpunkte mehr veranlassen. Praktisch hat das ja, wie gezeigt wurde, keine Bedeutung, aber man wollte doch sehen, wie groß ein Saal sein müsse, um wenigstens theoretisch die Knotenpunkte verschwinden zu lassen. Man stellte dabei fest, daß ein Saal von 10 000 Quadratmetern Grundfläche noch nicht groß genug ist, um dies Ergebnis herbeizuführen — also auch ein quadratischer Saal, in dem jede Seite die für einen Konzertsaal natürlich unerschwingbare Länge von 100 Metern hätte, würde immer noch durch Reflexion an den Wänden Knotenpunkte enthalten, ganz abgesehen von den an den Zuhörern und den im Saal befindlichen festen Körpern zurückgeworfenen Luftschwingungen und den dadurch gebildeten Knotenpunkten. Es ist also unbedingt unmöglich, einen Saal zu erbauen, in dem das in den abgestuften Eintrittspreisen ausgedrückte Gesetz, daß man um so besser hört, je näher man dem Orchester sitzt, sich wirklich bewahrheitet, sondern bald wird man etwa auf der dritten Sitzreihe weniger gut hören, als auf der vierten, und bald wieder auf der zweiten weniger gut, als auf der dritten. —

k. Aus den Erfahrungen eines Tierbändigers. Der Löwenbändiger Hamburger, der in der Dressur wilder Tiere Hervorragendes geleistet hat, bietet durch interessante Berichte über die Methode seiner Dressur reiches Material für einen Artikel, den „The London“ veröffentlicht. Ein Tier zähmen, das heißt nach seiner Meinung soviel, als es überreden, daß der Mensch der Stärkere von beiden ist und daß es keine Macht besitzt, ihm zu schaden. Mit Gewalt vermag man kaum ein Tier zu dieser Ueberzeugung zu bringen; vielmehr ist eine lange sorgfältige Vorbereitung, dann eine allmähliche Gewöhnung an den Dresseur und ein starker persönlicher Einfluß, in dem das Genie des Tierbändigers beschlossen liegt, vonnöten. Nichts ist verfehlter, als einen Löwen durch Hunger gefügig machen zu wollen. Der Löwe wird gut ernährt, und zunächst dient kein anderer Gegenstand dazu, ihm die ersten Begriffe von der Sinnlosigkeit seines Tuns beizubringen, als ein einfacher hölzerner Stuhl. Der wird mit großer Vorsicht in den Käfig gestellt. Mit einem Satz stürzt sich das wütende Tier auf ihn, und in einem Moment ist er zertrümmert. Am folgenden Morgen steht ein neuer Stuhl da und erleidet dasselbe Schicksal. Tage reihen sich an Tage, ein Stuhl folgt dem anderen. Da endlich dämmert in dem Löwen das Gefühl auf, daß seine Wut nutzlos ist. Der Stuhl ist ewig. An dem Tage, an dem er sich zum erstenmal nicht auf den Stuhl stürzt, hat der Dresseur seinen ersten Sieg errungen. Nun wird das Tier durch ein Narkotikum in einen tiefen Schlaf versenkt, und während er bewußtlos daliegt, mit starken Ketten an die Wand gefesselt. Wenn der Löwe wieder erwacht, dann sitzt der Bändiger auf dem Stuhl im Käfig. Mit einem dumpfen Gebrüll springt der Löwe vorwärts, die Ketten ziehen an und legen sich ihm um den Hals, so daß er fast erwürgt den Sprung aufgibt. Acht Tage lang sitzt der Mann jeden Morgen früh unbeweglich auf dem Stuhl und das Tier macht nutzlos seine verzweifeltsten Anstrengungen. Schließlich springt es nicht mehr, wenn es die fremde Gestalt sieht und ist ruhig. Nun wird der Löwe von den Fesseln befreit, und der Bändiger tritt zum erstenmal dem Tier gegenüber. Er wagt sein Leben; vielleicht sieht ihm in dem Moment, da die Tür des Käfigs ins Schloß fällt, das Untier an der Kehle und zermalmt ihn mit seinen Zähnen; aber er tritt ohne alle Waffen bei ihm ein. In der einen Hand hält er den bekannten Stuhl, in der anderen eine einfache Heugabel. Um die Brust trägt er einen breiten Harnisch von Stroh, von dem die Klauen des Tieres am besten abgleiten. Den Löwen läßt die ungewohnte Erscheinung erstarren; wagt er dann etwa einen Sprung gegen den vorgehaltenen Stuhl, so gleitet er von dem Stroh ab. Der Dresseur darf, selbst wenn ihm der Angstschweiß auf der Stirn steht, weder zusammenzucken noch einen Schritt zurückweichen. Er stößt die stumpfen Spitzen der Heugabel gegen die Nasenlöcher des Löwen, in denen er seine empfindlichste Stelle trifft; dann zieht sich der Löwe mit einem dumpfen Gebrüll, das diesmal nicht von Wut, sondern von Schmerz herrührt, zurück. Hat er dieses Experiment mehrere Male wiederholt, dann erkennt der Löwe in ihm seinen Meister und läßt sich seine Anwesenheit gefallen. Aber das ist nur die notwendige Vorbedingung, nach deren Erfüllung die eigentliche Dressur erst beginnen kann. Der Löwenbändiger kümmert sich nun sorgsam um die Pflege des Tieres; er selbst reicht ihm die besten Bissen und ist möglichst viel um ihn. Durch ein vorgehaltenes Stück Fleisch gewöhnt er den Löwen daran, ihm zu folgen und an einer bestimmten Stelle stehen zu bleiben. Ganz langsam lernt er dann die Kunststücke, die er der Menge vormachen soll. Am leichtesten wird ihm das Ueberspringen von Hindernissen; aber alle schwierigeren Produktionen sind ihm nicht anders beizubringen, als wenn er vorher durch Bekämpfungsmittel in Schlaf versetzt und während des Schlafes mit Ketten wehrlos gemacht worden ist. Dann bringt man den Löwen durch häufige Einübung dazu, daß er erlernt, das Gleichgewicht auf einer Kugel zu halten, auf einem Wagen zu sitzen und sich auf einer Schaukel zu wippen. Ebenso kann ihm durch Gewalt das Öffnen der Kinnladen beigebracht werden, zwischen die dann der Dresseur sein Haupt legt. Aber wie leicht verfaßt diese mühsam beigebrachte Gewöhnung, wie leicht können die Kinnladen zusammenklappen, und es ist deshalb eines der gefährlichsten Wagnisse, wenn der Bändiger diesen Coup ausführt. Wenn das Tier viele Male im gefesselten Zustande gezwungen worden ist, das Kunststück auszuführen, dann werden ihm die Fesseln abgenommen, und es gehört seinem Herrn. Denn nun tritt das dritte und entscheidende Moment bei jeder Tierdressur in Kraft, die beherrschende und faszinierende Energie des Menschen, der das Tier in seinen Vann zwingt. Am leichtesten fügt sich der Löwe dem stärkeren Willen seines Bändigers, und besonders bei Löwinen entwickelt sich ein gewisser Sinn der Dankbarkeit und der Zuneigung; ein Beispiel für die Aufopferung einer Löwin ist die Errettung der Löwenbändigerin Pinka in Wostok's Zirkus in St. Louis, die nur dadurch vor dem Angriff eines Löwen bewahrt wurde, daß eine Löwin das Tier am Sprunge verhinderte. Tiger und Panther dagegen sind in ihren unberechenbaren Launen und der Hinterlist ihres Temperaments am gefährlichsten. Der starke Blick des Auges, der wohlbekannte Klang der herrischen Stimme, die imponierende Kraft der Gebärden, das alles verleiht berühmten Dressuren ihre rätselhafte Macht.

h. Maiblumen auf Eis. Die Maiblume, diese lieblichste aller Blumen unserer Wälder, ist im Laufe weniger Jahre zu einer alltäglichen Blume geworden. Die Kunst des Gärtners hat es fertig gebracht, daß diese Blume, deren natürliche Blütezeit eine nur be-

sjähränke ist, jetzt das ganze Jahr hindurch zu haben ist. Es sind knapp zehn Jahre her, da gab es die ersten Maiblumen erst zum Weihnachtsfeste, und sie waren von diesem Zeitpunkt an bis zum Mai in den Blumengeschäften käuflich. Jetzt kann man auch vom Juni bis Dezember Maiblumen haben.

Zwei Wege sind es, die der Gärtner wandelt, um Maiblumen das ganze Jahr über in Blüte zu haben. Was vor zehn Jahren von Weihnachten an zum Verkauf gelangte, das sind „getriebene“ Blumen. Unter Aufwand großer Wärme und entsprechender Feuchtigkeit werden Keime vorzeitig zur Blühen gezwungen, wie das bei anderen Treibpflanzen auch der Fall ist. Das ist auch heute noch nicht anders geworden.

Was aber vom Sommer bis Weihnachten auf den Markt kommt, das sind keine getriebenen, sondern „zurückgehaltene“ Blumen. Diese Blumen hätten sich schon im letzten Raimonat entfaltet, wenn der Trieb nicht durch ein künstliches Mittel zurückgehalten worden wäre. Man hat die Keime, welche solche Blumen hervorbringen, „Eiskeime“ genannt, und zwar deshalb, weil der Trieb durch Eislagerung zurückgehalten wird.

Wenn im Herbst die Maiblumenkeime aus dem Erdboden „geerntet“ werden, so kommen die für die Eislagerung bestimmten Keime in ein Kühlhaus oder in einen Eiskeller, wo infolge der niedrigen Temperatur die Vegetation vollständig stockt. Erst wenn im folgenden Sommer oder Herbst die Keime aus dem Kühlhause in das Gewächshaus gebracht werden, entfalten sich die Blumen recht schnell.

Die ersten Versuche mit der Eislagerung der Maiblumenkeime machte eine Vierländer Gärtnerei, und aus den primitivsten Anfängen heraus hat sich die Eislagerung binnen kurzer Zeit derart entwickelt, daß jetzt in Hamburger Kühlhause und an einigen anderen Orten alljährlich weite Räume mit Kisten vollgestapelt werden, die Maiblumen-Eiskeime enthalten. Der Hauptstapelplatz ist Hamburg, von wo aus die Eiskeime, direkt vom Kühlhause ab, in die Gärtnereien ganz Deutschlands wandern.

Durch diese Eislagerung mußte natürlicherweise die Maiblumenkultur eine wesentliche Förderung erlangen, und es werden jetzt jährlich weit höhere Werte in Maiblumen umgesetzt als es vor zehn Jahren der Fall war. Der ideale Wert der Maiblume ist hingegen gesunken. Dies ist leicht erklärlich. Früher wurden die ersten getriebenen Maiblumen stets freudig aufgenommen, weil man monatelang diese lieblichen Blüten entbehren mußte. Jetzt kann man sie das ganze Jahr über haben, und da ist der Reiz der Neuheit nicht mehr vorhanden.

Wie die Maiblumen, so werden auch etliche andere Pflanzen „auf Eis gelegt“, so namentlich Kiefern und Lilien, doch sind mit diesen Pflanzen die Erfolge einseitigen noch nicht so günstig wie bei den Maiblumen.

**Humoristisches.**

- Verschnappt. „Na, viel zu tun?“
- Junger Arzt: „Kolossal; heut' muß ich schon wieder zum Begräbnis.“
- Der Geschäftsmann. Hebamme: „Zwillinge, Herr Silberstein!“
- Silberstein: „Macht nig . . . mer hab'n ausgemacht zwanzig Mark, mehr kriegen Se nicht.“

(„Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

- Zugegangen sind uns die russischen Erstausgaben folgender Werke: 1. „Kinder der Sonne“. Drama in 4 Akten von Gorki. Preis 2 M. — 2. „Der Hunger“. Drama in 4 Akten von S. Juschkewicz. Preis 2 M. — 3. „Feldgericht“. Erzählung von Sitalek. Preis 50 Pf. — 4. „Christen“. Novelle von L. Andrejeff. Preis 50 Pf. — Die Bücher sind im Verlage von J. G. W. Diez Nachf. in Stuttgart erschienen.
- Maeterlinds neues unveröffentlichtes Drama „Der Wandervogel“ gelangt am 12. Januar, abends 8 Uhr, im Salon Cassirer zur Vorlesung.
- Heute (Freitag), abends 9 1/2 Uhr, spricht im Vereinshause, Köpenickerstr. 62, Ingenieur Richard Cohn über: „Einfluß und Bedeutung der Naturwissenschaften und Technik für Kunst und Kunstgewerbe.“ Der Eintritt ist frei.
- Eine allgemeine internationale Hygiene-Ausstellung ist im Jahre 1910 für Dresden geplant.
- Ueber einen Kampf mit Wölfen wird dem „Pester Lloyd“ aus Székelygen (Siebenbürgen) berichtet: Der Gadjuler Jnsasse Waso Esoban befand sich in der Silbesternnacht von der Stadt aus auf dem Heimwege, als er von zwei Wölfen angefallen wurde. Ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren, zog Esoban sein Messer und traf damit einen auf ihn zuspringenden Wolf so glücklich ins Herz, daß die Bestie sich überschlug und tot niederstürzte. Das andere kleinere Untier packte der Angefallene an der Kehle und schleppte es so in das nahe Dorf, wo es von den alarmierten Einwohnern erschlagen wurde.